



Robert Menasse

DER EUROPÄISCHE LANDBOTE

Die Wut der Bürger und der
Friede Europas



Dokumentation der Preisverleihung
Das politische Buch 2013



**FRIEDRICH
EBERT** 
STIFTUNG

Dokumentation der Preisverleihung

Das politische Buch 2013

Robert Menasse

Der Europäische Landbote

14. Mai 2013 in Berlin



Die vorliegende Dokumentation gibt in leicht gekürzter und überarbeiteter Form die Reden wieder, die anlässlich der Preisverleihung „Das politische Buch“ an Robert Menasse am 14. Mai 2013 in der Friedrich-Ebert-Stiftung Berlin gehalten wurden.

Herausgeber: Friedrich-Ebert-Stiftung
Politische Akademie
Hiroshimastraße 17
10785 Berlin

© Friedrich-Ebert-Stiftung

Verantwortlich: Tobias Mörschel

Layout: Pellens Kommunikationsdesign, Bonn
Fotos: Joachim Liebe, Potsdam

Inhalt

- 4 Begrüßung und Eröffnung**
Kurt Beck
Vorstand der Friedrich-Ebert-Stiftung

- 7 Festrede**
Peer Steinbrück, MdB
Bundesminister a. D.

- 27 Laudatio auf den Preisträger**
Dr. Klaus Hohlfeld
Sprecher der Jury „Das politische Buch“

- 31 Begründung der Jury**

- 33 Die Urkunde**

- 34 Dankworte des Preisträgers**
Robert Menasse

- 47 Empfehlungsliste 2013**

- 50 Die Jurymitglieder**

- 52 Die Preisträger „Das politische Buch“ seit 1982**

- 56 Informationen zur Vergabe des Preises**

Begrüßung und Eröffnung

Kurt Beck
Vorstand der
Friedrich-Ebert-Stiftung

Sehr herzlich begrüße ich Sie zur Verleihung des Preises „Das politische Buch“ der Friedrich-Ebert-Stiftung. Es ist uns eine große Ehre, dass Sie heute Abend zu uns gekommen sind. Besonders begrüßen möchte ich unseren diesjährigen Preisträger Robert Menasse und den heutigen Festredner Peer Steinbrück. Es ist mir eine besondere Freude, den Vertreter des Paul Zsolnay Verlages sowie eine Reihe von Botschafterinnen und Botschaftern, Abgeordneten des Deutschen Bundestages, der Landesparlamente und mit ihnen auch Senatorinnen und Senatoren, Ministerinnen und Minister willkommen zu heißen.

Ganz herzlich danken möchte ich der Jury, die über 170 eingereichte Bücher gesichtet und einen hervorragenden Preisträger ermittelt hat. Ich hatte bereits die Gelegenheit, Robert Menasses „Europäischen Landboten“ zu lesen, und kann das Buch nur empfehlen: Es ist spannend, interessant und macht Freude.

Gerade in unserer Zeit ist es eine ziemliche Herausforderung, sich mit dem Thema Europa zu befassen und damit nicht nur Gipfel und große Konferenzen zu beleuchten, sondern sich auch die Menschen anzuschauen, die in und für dieses Europa in der Administration tätig sind. Wenn man Administration oder europäische Verwaltung sagt, dann ist die Reaktion fast zwangsläufig: „Na ja, Bürokratie. Schrecklich! Furchtbar!“ Robert Menasse hat eine Art Zwischenruf über diese Vorurteile gemacht. Wer das Buch liest, wird sich schnell die Frage stellen: Wer ist es denn, der diese Regelungen vorgibt? Sind es die Beamten und Angestellten in der Europäischen Kommission und Administration? Oder sind es nicht eher die National-



staaten und damit die Politik der Nationalstaaten, die eine entsprechende europäische Politik vorbestimmen?

Der Spiegel, der einem vorgehalten wird, ist nicht nur interessant, spannend, teilweise auch amüsant und sehr vieldeutig in den Gedanken, die angestoßen werden, sondern er ist auch eine Mahnung an uns, dieses Europa als die große Chance für unsere Zeit zu begreifen. Wenn wir uns an das, was wir „Machtergreifung“ nennen, oder wenn wir uns an die Worte von Otto Wels im März vor 80 Jahren erinnern, dann wird umso deutlicher, dass wir eine solche Mahnung brauchen: Welche Chance in diesem Gedanken der Gemeinschaft in diesem relativ kleinen Europa, wenn man es im Weltmaßstab sieht, steckt und wie sehr wir uns hüten müssen, uns nicht ein paar Schuldige zu suchen, denen alles aufzuladen und uns damit vor der Frage zu drücken: Wie sieht es mit unseren nationalen Politiken aus, die dort zusammengefasst werden müssen?

Ich will gar nicht verschweigen, dass ich an manchen Stellen des „Europäischen Landboten“ gedacht habe: Da übertreibt Robert Menasse jetzt mit der Sympathie mit denen, die in Brüssel wirken, weil es dort auch manche gibt, die auch voller Liebe zu einer neoliberalen Politik, die sich rein am

Wirtschaftlichen orientiert, werken und fuhrwerken – wenn ich beispielsweise an die Diskussion denke, ob die Wasserversorgung in Europa reinen Marktinstrumentarien unterworfen werden soll. Aber man spürt bei Menasse sehr schnell: Da ist ein größerer Gedanke unterwegs in dem, was der „Europäische Landbote“ uns zu sagen weiß.

Deshalb, meine Damen und Herren, herzlich willkommen bei der Friedrich-Ebert-Stiftung. Mein Glückwunsch geht nochmals an Robert Menasse und das Wort übergebe ich an Peer Steinbrück.



Festrede

Peer Steinbrück, MdB
Bundesminister a. D.

Ich freue mich, dass ich bei dieser Feierlichkeit und der Auszeichnung zum „politischen Buch“ 2013 dabei sein darf. Das letzte Mal, dass ich hier einen aktiven Teil hatte, ist zwei Jahre her. Da hatte ich die Ehre, selber Preisträger zu sein. Insofern kann ich Ihnen versichern, Herr Menasse: Es ist ein enorm bedeutender Preis, den Sie heute bekommen.

Manche, meine Damen und Herren, brauchen sehr viele Worte, um Menschen von der Idee eines geeinten, eines integrierten Europas zu überzeugen. Robert Menasse braucht dazu nur zwölf Zeilen. Ihm reicht ein Bild. Er schreibt: „Wenn man auf einer Europakarte alle politischen Grenzen, die es im Laufe der Geschichte gegeben hat, mit einem schwarzen Stift einzeichnet, dann liegt am Ende über diesem Kontinent ein so engmaschiges Netz, dass es fast einer geschlossenen schwarzen Fläche gleichkommt. Wenn man dann auf dieser Karte für jeden Krieg, der in Europa stattgefunden hat, mit einem roten Stift eine Linie zwischen den kriegführenden Parteien zieht, Schlachtfelder und Frontverläufe markiert, dann verschwindet das Netz der Grenzen völlig unter einem rot gefärbten Feld.“

Das ist ein sehr starkes Bild, denn es verteidigt nicht nur die Idee des geeinten Europas, sondern es zeigt den ganzen Wahnsinn der Idee eines nicht geeinten Europas. Mich hat dieses Bild von Herrn Menasse persönlich gepackt und an einen wichtigen Punkt in meiner eigenen Biografie erinnert, der sehr persönlich ist. Ich stehe, genauso wie mein Bruder, sehr unter dem Eindruck, von zwei Briefen, die aus der Nachkriegszeit resultieren und die mir bis heute Richtschnur sind, obwohl ich zum Zeitpunkt der Niederlegung dieser Briefe entweder noch gar nicht geboren oder erst ein Jahr alt war.

Der eine wurde im März 1945 und der andere wurde 1948 geschrieben. Beide haben meine Großväter ihren Familien und ihren geborenen und ungeborenen Enkeln als Vermächtnis zugedacht. Der erste Brief stammt von meinem Großvater väterlicherseits, kurz bevor er in der Nähe von Stettin von Nazis umgebracht wurde, weil er Befehlen, eine Volkssturmeinheit gegen russische Panzer zu führen, nicht folgen wollte. Wir wissen bis heute nicht, wie er umgebracht worden ist und wo er liegt. Es war ein Abschiedsbrief, er wusste zu diesem Zeitpunkt bereits, dass er das Schnellverfahren nicht würde überleben können. Der zweite Brief wurde von meinem Großvater mütterlicherseits drei Jahre später geschrieben und beschäftigt sich mit der Hitlerzeit aus der Betrachtung des Jahres 1948.

Diese beiden Briefe, die ich das erste Mal vielleicht mit 16, 17, 18 Jahren gelesen habe, brachten mich der Politik nahe – es war die Zeit, in der ich begann, mich parteipolitisch zu engagieren. Es war auch die Zeit, als mir klar wurde, dass ich – nach 60 Jahren – Teil der ersten Generation nach meinem Urgroßvater, nach meinem Großvater und nach meinem Vater bin, die nicht auf den europäischen Schlachtfeldern hingemetzelt worden ist, also nach drei Generationen. Mein Urgroßvater war im Krieg 1870/71 in Frankreich, mein Großvater im Krieg 1914–1918 (er wäre anschließend fast an Tuberkulose oder an der Ruhr gestorben) und mein Vater hat als Marineoffizier den Zweiten Weltkrieg überlebt, sonst wäre ich nicht auf der Welt. Aufgewachsen bin ich im zerstörten Hamburg, und ich habe eine sehr konkrete Vorstellung, wie dieses zerstörte Hamburg noch bis weit in die 50er-Jahre aussah. Ich habe damals die Folgen dieses Krieges täglich vor Augen gehabt – alleine deshalb, weil ich in Trümmergrundstücken spielte, auch mit alter Munition, was nicht ganz ungefährlich war. Und es ging nicht nur um Hamburg. Der Besuch, den ich unlängst in Warschau gemacht habe, hat mich noch mal hingeführt an das Denkmal des Ghettoaufstandes, an das Denkmal des Warschauer Aufstandes und in das Museum des Warschauer Aufstandes. Dass dieses Warschau von Deutschen zu 90 Prozent buchstäblich niedergelegt worden ist, macht deutlich, dass es etwas vermessen wäre, nur von Hamburg zu reden mit Blick auf die Folgen des Krieges. Worauf ich hinauswill, ist: Als jemand, der nachkriegs-



geboren ist, ist Krieg für mich keineswegs abstrakt. Und ich möchte nicht, dass zukünftige Enkel, wie ich, eines Tages solche Abschiedsbriefe ihrer Großväter bekommen.

Für deutsche Sozialdemokraten ist Europa immer ein Traum gewesen – nicht erst in der Nachkriegsgeschichte. Denn die Idee eines geeinten und friedlichen Europas bewegt die Sozialdemokratie nachweislich seit dem Heidelberger Parteitag von 1925. Und einer der Gründe, warum ich im Frühjahr 1969 in die SPD eingetreten bin, lag auch darin, dass ich diese SPD in ihrer jetzt fast 150-jährigen Geschichte nie auf der Seite der Verantwortlichen für die Katastrophen Europas gesehen habe. So wie sie nie eine solche Schuld auf ihre Schultern gelegt hat, dass sie den Namen ihrer Partei ändern musste – anders als alle anderen Parteien, mit denen wir es heute zu tun haben. Europa ist für mich immer mehr gewesen als eine Währungsunion, ein Zentralbanksystem, ein Europäischer Rat, bestehend aus 24 Männern und drei Frauen. Der Wert Europas bemisst sich nicht an Zinssätzen auf den internationalen Finanzmärkten.



Europa ist viel mehr. Europa ist ein Zivilisationsmodell. Und wir Politiker haben den enormen Fehler begangen (und ich beziehe auch meine Freunde und Freundinnen in der SPD mit ein), dass wir in den letzten Jahrzehnten dieses Europa allein auf eine ökonomische Größe reduziert haben: gemeinsamer Markt, Zentralbanksystem, Europäische Währungsunion.

Aber dieses Europa ist ein Zivilisationsmodell, und zwar ein fantastisches Zivilisationsmodell. Der deutsche Historiker Heinrich August Winkler schreibt von dem „normativen Projekt des Westens“. Natürlich bezieht er hier die USA mit ein. Er bezieht sich als Ausgangspunkt dieses normativen Projekts des Westens auf die beiden grundlegenden Revolutionen: die Französische Revolution und die amerikanische Revolution. Europa ist als Zivilisationsmodell unendlich viel mehr als eine ökonomische Größe. Es ist Rechtsstaatlichkeit, die Unabhängigkeit von Gerichten, Sozialstaatlichkeit, Meinungsfreiheit, Pressefreiheit, Bewegungsfreiheit, die Trennung von Staat und Kirche und kulturelle Vielfalt. All dies in einem Ausmaß, wie es kaum auf einem anderen Kontinent verwirklicht ist. Und: Menschenrechte! Frieden und Wohlstand, unbenommen der unglückseligen Ereignisse, die wir in den 90er-Jahren noch mal im alten Jugoslawien erlebt haben! So

etwas gibt es nach wie vor, jedenfalls in dieser Konzentration, in dieser Ausprägung auf der ganzen Welt nicht. Und allein dies ist ein Grund, dieses Zivilisationsprojekt Europa zusammenzuhalten und zu verteidigen. Auch wenn es uns Deutsche Geld kosten sollte.

Ich empfinde Europa jedenfalls nach wie vor als ein ziemlich fantastisches Geschenk. Ich weiß, dass mein Rückblick auf diese Briefe meiner beiden Großväter und der kleine Ausflug auch in meine eigenen Erinnerungen eher Begründungen aus der Vergangenheit sind. Es mag sein, dass eine jüngere Generation mit diesem Blick auf die Vergangenheit nicht so ganz zu überzeugen ist. Denn für sie sind offenbar Frieden und Wohlstand etwas ziemlich Selbstverständliches. Sie kennen das nicht anders und gehen auch ziemlich selbstverständlich davon aus, dass es so bleibt. Möglicherweise fehlt ihnen darum das Verständnis für den alten Ausspruch von Willy Brandt, der da lautet: „Nichts kommt von selbst, auch nicht die Aufrechterhaltung von Frieden und Wohlstand, sondern jede Generation ist aufgerufen, dieses Ausmaß an kultureller Vielfalt, an Zivilität und an Frieden für jede Generation neu zu erkämpfen und aufrechtzuerhalten.“





Doch im Augenblick stellt sich Europa – unbenommen meiner Beschreibung, die für einen geborenen Norddeutschen ja fast pathetisch ausfällt – als Krise dar. Einige würden sagen: Wir sind nicht in Bestform aufgestellt. Und in einigen Ländern schwindet eine wichtige Kategorie, nämlich Hoffnung. Die Europäische Union scheint für viele ihrer Bürgerinnen und Bürger so unattraktiv wie lange nicht zu sein. Seit Jahren wetten Spekulanten auf das Herausbrechen einzelner Mitgliedstaaten der Europäischen Währungsunion. In manchen Ländern wird sogar über den Austritt aus der Europäischen Union rasoniert – so in Großbritannien mit der Ankündigung, 2017 mit einem Referendum darüber zu entscheiden. In anderen Ländern wie der Türkei, die vorher beitriffsinteressiert gewesen sind, sind vielleicht nur noch 40 Prozent der Bevölkerung für einen Beitritt. Und in manchen Ländern wird sogar diskutiert, ob nicht einzelne Länder wie Griechenland ausscheiden sollten. So auch in Deutschland. Nach dem Motto: Die haben ihre Hausaufgaben nicht gemacht, die sind doch selber verantwortlich. Dann sollen die doch ihre Inseln verkaufen, aber die Akropolis nehmen wir nicht, weil sie kaputt ist.

Ich komme gerade von einer Reise nach Warschau zurück. Ich habe dort sehr viele Gespräche geführt und etwas gefunden, was es selten noch in den

„alten“ EU-Ländern, also den Beitrittsländern zur damaligen EWG, gibt, nämlich eine hohe Europa-Aufgeschlossenheit. 60 bis 70 Prozent der Polinnen und Polen sind ausgesprochen froh über ihre Mitgliedschaft in der Europäischen Union und proeuropäisch gestimmt. Sie sind nicht mehr so positiv gestimmt, was einen Beitritt zum Euro betrifft – aus nachvollziehbaren Gründen. Auf jeden Fall hat mich dieser Besuch in Polen, aber auch die Gespräche mit Regierungschefs, Ministern und Oppositionspolitikern, die ich in den letzten Monaten in mehreren europäischen Ländern führen konnte, zu der Frage gebracht, ob ein anderer Satz von Willy Brandt im Augenblick noch Gültigkeit hat. Der lautet: „Wir wollen ein Volk guter Nachbarn sein.“ In vielen dieser Hauptstädte werden wir derzeit nicht mehr als ein Volk guter Nachbarn wahrgenommen, sondern man hat den Eindruck, dass es eine gewisse deutsche Besserwisserei gibt. Man spricht nicht von einem Diktat, aber man hat den Eindruck, dass die Deutschen mit ihrer politischen Kraft und mit ihrer ökonomischen Macht anderen Ländern Lösungen zur Bewältigung dieser Krise auferlegen, wenn nicht aufoktroyieren, die nicht zum Vorteil dieser Länder sind, und dass die sehr einseitige Akzentsetzung auf Konsolidierung, Konsolidierung, Konsolidierung einige dieser Länder in einen Teufelskreis bringt, in dem die Kategorie Hoffnung immer weiter schwindet, und zwar insbesondere für viele junge Frauen und Männer. Zum Beispiel in Spanien, wo die Jugendarbeitslosigkeit inzwischen bei fast 60 Prozent liegt! Oder in Griechenland, wo sie bei 50 Prozent liegt. Oder in Italien, wo sie 30 Prozent beträgt.

In Deutschland köchelt schon seit längerem ein durchaus latenter, manchmal auch expliziter Unwille, in Not geratene Nachbarn zu retten. Diese verweigerte Solidarität tarnt sich, und Robert Menasse beschreibt es ziemlich präzise, hinter der Kritik am europäischen Demokratiedefizit und am angeblichen „Elitenprojekt Europa“. Sehr geehrter Herr Menasse, Sie entlarven ziemlich deutlich, dass, wer heute „Demokratiedefizit“ und „Elitenprojekt“ sagt, oft eigentlich „Nationalstaat“ meint und „Ich will meine alte D-Mark zurückhaben“. Es gibt diese D-Mark-Nostalgie. Übrigens vollkommen kontrafaktisch zu dem, was da stattgefunden hat.

Denn, um einen kleinen Exkurs zu machen: Wir haben es nicht mit einer Eurokrise zu tun. Wie kommen Sie auf die Idee, dass der Euro in einer Krise ist? Die Werthaltigkeit des Euro ist völlig intakt. Einige exportorientierte deutsche Unternehmen würden wahrscheinlich eher sagen: Kann er nicht mal auf 1,20 runter? Die Entwertung der D-Mark in den letzten zehn Jahren war höher als die Geldentwertung des Euro seit seiner Einführung. Die präzise Analyse ist nicht: Wir haben eine Eurokrise, sondern: Wir haben eine Refinanzierungskrise von einzelnen Mitgliedstaaten in der Eurozone, was etwas völlig anderes ist. Diese Staaten können sich am Kapitalmarkt nicht mehr refinanzieren. Entweder gar nicht, sodass sie von Rettungsschirmen geschützt werden müssen, oder nur noch zu Bedingungen, die wie eine Schlinge um ihren Hals liegt und den Hals zudrückt.

„Ich will meine D-Mark zurück“ ist eine völlig falsche Antwort. In Deutschland sind es heute übrigens oft Wutbürger mit Krawatte und manche auch mit Dokortitel, die die oben genannten Wörter besonders oft sagen oder meinen. Vielleicht nicht die „public intellectuals“, aber dennoch solche, die eigentlich einen anderen Blick auf Europa haben sollten. Es wird deshalb unsere Aufgabe sein, dafür zu sorgen, dass es nicht sie sind, die die Debatte über die Rettung des Euro bestimmen. Denn der Furor der Steuerzahler ist leicht zu entfachen.

Sie können sich ziemlich sicher sein, dass ich eine solche Veranstaltung der Friedrich-Ebert-Stiftung nicht missbrauche, um jemanden zu agitieren. Aber es könnte sein, dass bestimmte Popularitätswerte auch davon abhängig sind, dass man sich als die letzte und größte Verteidigerin deutscher Steuerzahlerinteressen darstellt, womit man leicht in einen Widerspruch geraten kann zu dem, was als Krisenmanagement und Solidaritätsbeweis für diese Länder eigentlich notwendig wäre. Damit habe ich mich hoffentlich im Rahmen meiner diplomatischen Qualitäten höflich genug ausgedrückt.

Es hat jedenfalls eine Reihe von Politikern dieses böse Spiel mit dem Furor der Steuerzahler mitgespielt – übrigens auch im Vorfeld von Landtagswahlen, als es darum ging, sie zu gewinnen. Insbesondere auch bei der Landtagswahl in Nordrhein-Westfalen. Da wurde das Bild aufgerufen und von den Medien



aufgegriffen von den „faulen Griechen, Spaniern und Portugiesen“ – frei übrigens von allen Kenntnissen und Fakten.

Die Griechen und Portugiesen müssen ungefähr fünf Prozent ihrer jährlichen Wirtschaftsleistung einsparen. Das sagt uns herzlich wenig. Aber dann übertragen wir das mal auf Deutschland. Wissen Sie, was es hieße, wenn wir in Deutschland unter den Druck gerieten, fünf Prozent unserer jährlichen Wirtschaftsleistung einzusparen? 130 Milliarden Euro über alle vier öffentlichen Haushalte: Bund, Länder, Kommunen und Sozialversicherungen. Was glauben Sie, was da draußen los wäre? Das machen wir aber mit Portugal und mit Griechenland, teilweise in einer sehr hochnäsigen Art. Das sind Länder, die ohne Zweifel auch durch Unterlassungen, auch durch Defizite, auch durch eigene Fehler in eine schwierige Situation gekommen sind. Aber was bedeutet es, sie in diesen Schwierigkeiten zu belassen? Oder hat nach den Demonstrationen von ungefähr 200.000 arbeitslosen Spanierinnen und Spaniern in Madrid den Eindruck, dass bei der nächsten Demonstration in Barcelona oder Sevilla mit vielleicht 300.000 arbeitslosen jungen Spanierinnen und Spaniern der Funke nicht in andere Straßenzüge überspringen könnte? Ich habe den Eindruck, dass wir Deutschen darüber gelegentlich etwas stärker nachdenken sollten.

Wie kann es gelingen, den teilweise wieder ausbrechenden Geist eines Nationalismus, jedenfalls von nationalistisch unterlegten Ressentiments, wieder in die Flasche zu kriegen? Denn es geht um unsere Nachbarn. Es gibt kein anderes Land in Europa, das so viele unmittelbare und direkte Nachbarn hat wie Deutschland: neun. Ich werde noch auf den Punkt zu sprechen kommen, dass viele dieser Nachbarn ein sehr gutes historisches Gedächtnis haben und wissen, was es heißt, dieses Deutschland in der zentraleuropäischen Geografie als Nachbarn zu haben.

Aber erst möchte ich Ihnen von meinem Besuch vor einigen Monaten in Athen berichten. Ich habe dort mit dem Staatspräsidenten, dem Ministerpräsidenten und dem Finanzminister gesprochen.

Ich stehe noch immer unter dem Eindruck des Gespräches mit dem Staatspräsidenten, Herrn Papoulias, einem sehr beeindruckenden älteren Herrn

von 84 Jahren, der als 14-Jähriger 1945 in Nordgriechenland im Widerstand gegen die Nazibesatzung war. Er eröffnete das Gespräch mit dem Satz, er habe im Widerstand gegen die Deutschen und in den schlimmen nachfolgenden Jahren von 1946/47, als ein Bürgerkrieg in Griechenland getobt hat, gehungert. Sein zweiter Satz war, er stelle mit Erschrecken fest, dass Teile seines Volkes heute wieder hungern.

Das heißt, was wir in Griechenland und anderen Ländern erleben, hat längst nicht mehr nur den Charakter einer ökonomischen Krise, sondern es geht in einigen dieser Länder längst um die Aufrechterhaltung der politischen und gesellschaftlichen Stabilität. Das ist mehr – und wird von uns ziemlich verdrängt. Der Eindruck ist doch, dass die jetzige Dreier-Koalition aus einer konservativen, einer sozialistischen und einer Mittepartei, die sich in diesem Jahr wieder Neuwahlen stellen muss, vielleicht nicht gerade zerquetscht würde, aber doch in einem Schraubstock zwischen einer faschistischen und einer links-linksextremen Partei landen würde. Und die Wahrscheinlichkeit ist ziemlich hoch, dass diese beiden extremen Parteien zusammen 50 bis 60 Prozent gewinnen.

Ich möchte dazu nur sagen: Wir sollten unsere eigene Geschichte nicht vergessen. Robert Menasse erinnert uns in seinem „Europäischen Landboten“ an eine Zeit, als Deutsche gehungert haben, so wie heute Griechen hungern, und zwar als Konsequenz eines mörderischen Krieges, den sie aber selber entfesselt haben. Robert Menasse erinnert uns an die Gründung der ersten supranationalen Institution in Europa: der Organisation für europäische wirtschaftliche Zusammenarbeit, die die Aufgabe hatte, die Mittel des Marshallplanes zu verteilen. Kaum jemand kann sich heute erinnern, welche Bedeutung damals nach Nazideutschland und allen damit verbundenen Verbrechen diese Hilfsleistungen von vielen europäischen Nachbarn gehabt haben. Robert Menasse erinnert uns daran, dass der Wiederaufbau und das Wirtschaftswunder Deutschlands wesentlich durch eine, wie er schreibt, „akkordierte supranationale Wirtschaftspolitik“ gemacht wurden. Und ist dies nicht Verpflichtung für uns, dies heute umgekehrt zu organisieren? Sind wir so geschichtsvergessen?



Sollten wir nicht dankbarer sein? Nicht nur dafür, dass wir mit dem Marshallplan buchstäblich vor dem Verhungern gerettet wurden, sondern auch dafür, dass – anders als nach 1918/19, als Deutschland isoliert wurde – sehr kluge Staatsmänner Ende der 40er-/Anfang der 50er-Jahre anfangen, Europa zu einen, und zwar unter Einladung von Deutschland. Unbenommen der Naziverbrechen. Welche Klugheit!

1951 wurde die Montanunion gegründet. Das war einer der ersten Schritte wenige Jahre nach dem Krieg. Und es war notwendig, dass Frankreich mit Gründung dieser Montanunion souveräne Rechte an Deutschland abtrat, also an ein Land, das Frankreich eben noch besetzt und gedemütigt hatte. Ein Land, das in der öffentlichen französischen Meinung nicht mehr war als eine niedergerungene Bande von Nazikriminellen. Und dennoch stimmte damals das französische Parlament zu. Menasse schreibt: „Gerade in Deutschland sollte man sich heute mit größerer Dankbarkeit daran erinnern.“ – Wohl wahr.

Ich möchte an dieser Stelle und mit großer Dankbarkeit noch an ein anderes Ereignis erinnern. Wir Deutschen haben das Wunder der Wiedervereinigung

geschenkt bekommen. Durch die enormen, couragierten Leistungen von vielen DDR-Bürgern damals, die etwas hingekriegt haben, was es bis dahin in der Geschichte selten bis gar nicht gab: eine unblutige Revolution. Aber auch durch den Weitblick von Staatsmännern, in diesem Fall dem amerikanischen Präsidenten Bush senior und einem Generalsekretär der KPdSU, Gorbatschow. Vielleicht waren die beiden europäischen Altalliierten in Person von Präsident Mitterrand und Prime Minister Maggie Thatcher etwas zurückhaltender. Aber, und das war das Bemerkenswerte: Es sind auch viele kleine Länder bereit gewesen, sich über die deutsche Wiedervereinigung quasi zu freuen. Die haben sich mit uns gefreut, dass etwas stattgefunden hat, was viele historisch kaum für möglich gehalten haben.

Alle diese Länder haben mit uns historische Erfahrungen gemacht, die ja tief in ihrem kollektiven Bewusstsein vorhanden sind. Dänemark 1940, Niederlande 1940, Belgien 1940, Luxemburg 1940, Frankreich 1940, Österreich 1938, die damalige Tschechoslowakei 1938 und Polen 1939. Alle haben sie mit uns schlimme Erfahrungen gemacht. Aber 1989/90 waren sie bereit, diesem dicken fetten Klotz in der zentraleuropäischen Geografie alles Gute zu wünschen: mit 80 Millionen Einwohnern, mit einer bärenstarken Währung und mit einer Ökonomie, die bei so manchem die Frage aufwarf: Sag mal, sind die nicht zu fett?

Sie taten es aus zwei Gründen:

Der erste Grund war: Sie hatten keine Angst mehr vor uns.

Der zweite Grund, der damit zusammenhängt: Sie hatten uns als verlässliche Europäer kennengelernt. Über alle Regierungen hinweg, egal ob CDU/CSU oder SPD. Als verlässliche Europäer. Eine Haltung, die übrigens die SPD auch in Oppositionszeiten beweist und nicht aus taktischen Gründen versucht, eine Regierungschefin herauszufordern, ihre Kanzlermehrheit zu beweisen. Es bleibt bei der verlässlichen Haltung der deutschen Sozialdemokratie zu Europa.

Wenn es jetzt um Solidarität mit Nachbarstaaten geht, dann werden wir nicht anfangen dürfen, mit Euro und Cent zu rechnen. Aber für diejenigen,

die unbedingt mit Euro und Cent rechnen wollen: Da kann ich mitmachen. Denn auch unter rein ökonomischen Aspekten ist dieses Europa für Deutschland sehr vorteilhaft. Einige würden sagen: sogar so vorteilhaft, wie es das gar nicht verdient hat. Warum? Aus dem einfachen Grund: Es gibt kaum ein Land, das in unserer Liga spielt, das derart viel seiner jährlichen Wirtschaftsleistung im Export generiert: in manchen Jahren bis zu 45 Prozent. Durchschnittlich 40 Prozent unseres jährlichen Wohlstands generieren wir über Exportaktivitäten. Es gibt nur ein einziges Land in unserer Liga, das einen ähnlich hohen Prozentsatz hat: China.

Ich brauche nur einen kleinen baden-württembergischen Maschinenbauer mit 200 oder 300 Beschäftigten oder in Nordrhein-Westfalen einen großen Player fragen: Wie hoch ist eigentlich Ihr Auslandsumsatz? Dann bekomme ich Zahlen zu hören: 30, 40, 50, 60 Prozent meines Umsatzes werden im Ausland gemacht. Ich frage dann: Und Sie wollen den Zerfall, eine Erosion des Euro in Kauf nehmen? Hören Sie möglicherweise auf einen früheren BDI-Präsidenten, der Ihnen sagt: „Die Chance liegt in einem Euro Nord, in einem Euro Süd und vielleicht noch in einem Euro Mittellage und Ost und West?“ Das glauben Sie? Oder wollen Sie vielleicht zu einer D-Mark Neu zurückkehren? Und dann sieht man langsam, wie sich die Züge verändern, wie es beginnt zu dämmern: Wenn das der Fall wäre, dann würde ja diese D-Mark-Neu-Währung oder dieser Euro Nord mit 30, 40 Prozent aufgewertet werden, und meine Güter und Dienstleistungen auf ausländischen Märkten wären überhaupt nicht mehr absetzbar. Und wenn man darüber mit Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern spricht, dann wird ihnen klar, dass sie ihren Job verlieren würden.

Das heißt, es gilt nicht nur der alte Satz von Willy Brandt „Wir wollen ein Volk guter Nachbarn sein“, es gilt auch die profane ökonomische Erkenntnis: Diesem Deutschland wird es wirtschaftlich immer nur so gut gehen, wie es unseren Nachbarn gut geht. Selbst wenn Deutschland einen Großteil seiner Forderungen abschreiben müsste, überwiegen die wirtschaftlichen Vorteile aus der Währungsunion nach wie vor. Ohne den Euro würde das Wachstum unseres Bruttoinlandsproduktes zukünftig Jahr um Jahr

ungefähr um 0,5 Prozent geringer ausfallen. Und wenn man die Wachstumsvorteile aus der Euromitgliedschaft der vergangenen rund zehn Jahre zusammenrechnet, ergibt sich aus dieser Mitgliedschaft für Deutschland ein Gewinn von 1,2 Billionen Euro.

Ich will noch einmal zu Robert Menasses Text „Der Europäische Landbote“ zurück. Er verdient diesen Preis „Das politische Buch“ in meinen Augen schon alleine dafür, ein für alle Mal mit einigen weitverbreiteten Ressentiments gegen die Brüsseler Bürokratie aufzuräumen. Ich habe das auch schon versucht, allerdings weniger erfolgreich als Robert Menasse. Ich habe mir zigmal den Mund darüber fusselig geredet, dass die Gesamtanzahl aller in Brüssel Beschäftigten geringer ist als die Zahl aller Beschäftigten in der Münchner Stadtverwaltung. Wenn Robert Menasse die Begriffe „Regulierungswahn“, „Bürokratenmoloch“ und „Beamtendiktatur“ seziert, ist das ein wunderbares und entlarvendes Stück Sprachkritik.

Nur in einem einzigen Punkt stimme ich Robert Menasse nicht zu: Ich bin zwar sehr für eine weitere Integration Europas – aber mehr denn je unter Beachtung des sogenannten Subsidiaritätsprinzips. Es gibt so eine gewisse Tendenz bei den europäischen Kommissaren, inzwischen sind es 27, bald 28 – was machen 28 Kommissare? Reicht nicht die Hälfte? –, sich selbst zu beweisen, dass es sie geben muss, indem sie das Instrument der offenen Koordinierung dazu benutzen, sich immer mehr Zuständigkeiten anzueignen. Es ist organisationssoziologisch seit 100 Jahren belegt, dass das solche Behörden gerne machen. Aber alles, was auf der lokalen und regionalen Ebene sehr viel besser organisiert werden könnte, sollte dort auch bleiben. Und da will ich von den Brüsselern rein gar nichts sehen. Ich möchte nicht, dass die uns beim öffentlichen Personennahverkehr reinreden. Ich möchte nicht, dass die uns bei den Sozial- und Wohlfahrtsverbänden reinreden. Ich möchte nicht, dass die den öffentlich-rechtlichen Charakter von Sparkassen infrage stellen. Ich möchte auch nicht, dass sie uns Vorgaben machen, wie unsere Kommunen die Wasserversorgung organisieren. Das geht die schlicht nichts an. Und darin liegt der einzige kleine Einwand, bezogen auf Menasses Buch.

Lassen Sie mich abschließen mit einigen Hinweisen, von denen ich glaube, dass sie uns fortführen müssen über das derzeitige Krisenmanagement hinaus. Wir werden eine bessere Erzählung von Europa entwickeln müssen, damit jüngere Generationen wieder faszinierter sind von diesem Europa. Ich habe vorhin versucht, das zu beschreiben mit dem Begriff des „fantastischen Zivilisationsmodells“, von dem wir wie selbstverständlich Gebrauch machen. Aber wir stehen in meinen Augen gerade an einer Art Kreuzung. Entweder wir entwickeln uns unter dem Druck der augenblicklichen Krisen und Eruptionen zurück zu einem sehr losen Staatenverbund. Dann werden wir uns als Europa vor dem Hintergrund dramatischer Veränderungen in der Welt zunehmend marginalisieren. Ich will ein Beispiel geben, das mir das eindringlich vor Augen geführt hat. Als ich Bundesfinanzminister wurde, hatten wir 2006 die sogenannte Präsidentschaft des sogenannten G-7-Kreises. G 7 sind die vier Europäer (Vereinigtes Königreich, Italien, Frankreich, Deutschland), die beiden Nordamerikaner plus Japan. Es ist der sehr exklusive atlantisch-europäische Klub. Die fühlten sich als Meister des Universums. Im Wesentlichen hatte dieser exklusive Klub, auch mit einer gewissen Arroganz, den Eindruck: Wir bestimmen in wirtschaftlicher, technologischer, militärischer Hinsicht, auch in kultureller Hinsicht über das Weltgeschehen. So haben wir uns gelegentlich auch aufgeführt.

Dann kommt die Finanzmarktkrise 2007 und eskaliert 2008. Und es kommen in Washington nicht mehr G 7 zusammen, sondern G 20. Es sitzen mit am Tisch: Südafrika, Mexiko, Brasilien, Argentinien, Indonesien, Südkorea, viele andere Länder. Und auch die Türkei. Diese Länder in dem G-20-Kreis machen diesem vorher ziemlich arroganten Haufen von G 7 ziemlich klar: Nie wieder – nie wieder! – werdet ihr exklusiv über die Finanzarchitektur der Welt bestimmen. Wenige Monate später gibt es einen Klimagipfel in Kopenhagen. Und da wiederholt sich das Spiel: Nie wieder werdet ihr alleine in einer gewissen Anmaßung darüber bestimmen, wie denn Klima und Umweltschutz in der Welt betrieben werden sollen.

Und plötzlich verändern sich die Koordinaten. Diese Welt wird multipolarer. Es gibt aufstrebende Länder. Es gibt aufstrebende Kontinente, die sehr



schnell an Fahrt aufnehmen. Und die entscheidende Frage ist: Wo liegt die Zukunft Europas? Wenn ich vorhin ein Plädoyer dafür gehalten habe, dass dieses Europa die Antwort auf das 20. Jahrhundert ist, dann bin ich jetzt in der Schlusskurve dabei, dass Europa auch die Antwort auf das 21. Jahrhundert ist. Jeder, der die Vorstellung hat, dass dieses Deutschland, unbenommen seiner Potenziale und seiner Kraft, in einer Alleinstellung weiter in der Champions League spielen könnte, der oder die irrt. Das geht nur in und mit Europa.

Wenn wir dieses Europa nicht zusammenhalten, werden sich der Einfluss, die Mitsprachemöglichkeiten, die Mitgestaltungsmöglichkeiten jedes einzelnen europäischen Landes auf der Wegstrecke der nächsten Jahre verringern. Deshalb wird es darum gehen, in diesem Krisenmanagement mehr zu tun, als den anderen Ländern nur Konsolidierung aufzuzwingen. Es wird auch darum gehen, Wachstumsimpulse zu geben und sehr viel ehrgeiziger bei der Bekämpfung der Jugendarbeitslosigkeit vorzugehen. Ich will keine

Beschlüsse und Communiqués mehr sehen, sondern ich möchte konkrete Handlungen sehen.

Mittelfristig werden wir uns mit der Frage zu beschäftigen haben, wie diese europäischen Institutionen zukünftig aufgebaut sein und funktionieren sollen. Damit will ich dann schließen. Das ist nämlich auf der Wegkreuzung das Gegenstück zum Weg, der in den losen Staatenverbund zurückführt. Der andere Weg weist in eine weitere Integration.

Was heißt das? Das heißt, dass das Europäische Parlament gestärkt werden und weitere demokratische Rechte haben müsste. Im Augenblick hat es überhaupt nur ein ganz beschränktes Initiativrecht. Es stellt sich die Frage, warum wir drei Präsidenten haben: einen Kommissionspräsidenten, einen turnusgemäßen Präsidenten und einen Ständigen Ratspräsidenten. Drei Präsidenten! Warum haben wir nicht einen?! Der vom Parlament gewählt, aber auch abgesetzt werden kann – wie in einem ganz normalen nationalen Parlament?

Dann haben wir eine Brüsseler Kommission, die aus 27 Kommissaren besteht. Diese Kommission ist etwas, was es in der montesquieschen Gewaltenteilung gar nicht gibt. Sie ist nämlich Legislative und Exekutive zur gleichen Zeit. Hier stellt sich die Frage, ob diese Kommission nicht zurückgeführt werden muss auf eine rein exekutive Funktion. Die nenne ich noch nicht europäische Regierung. Aber nennen wir sie mal in Anlehnung an britische oder englische Begriffe ein „executive board“.

Und dann ist da ein Europäischer Rat, momentan bestehend aus 24 Männern und drei Frauen. Der Rat kommt zwar im Lissabon-Vertrag vor, aber wieso dieser im Augenblick fast alle Letztentscheidungsrechte hat, weiß kein Mensch. Muss der Rat sich nicht zu einer Art zweiten Kammer entwickeln à la US-Senat? Oder in einer gewissen Abwandlung ein Bundesrat, wo aber nicht jeder eine Stimme oder zwei Stimmen hat, sondern nach Größenordnung der Länder?



Ich spreche konkret über einen neuen und weiter gehenden europäischen institutionellen Aufbau. Und ich rede dann, mit Blick auf die Zuständigkeiten, auch über die Übertragung souveräner Rechte auf diese europäischen Institutionen. Denn wenn wir anderen Ländern, denen wir Hilfe leisten, die an einer deutschen Bonität teilhaben, eine Gegenleistung abverlangen, zum Beispiel, dass sie dann auch entsprechende Anstrengungen unternehmen, nicht dauerhaft diese Bonität in Anspruch zu nehmen – das wäre ein falscher Anreiz, im Englischen „moral hazard“ –, dann wird man ihnen etwas abverlangen müssen: nämlich, dass sie in dem Fall, dass sie an der niederländischen, österreichischen, finnischen, deutschen Bonität teilhaben wollen, zum Beispiel ihre Haushalte auch überprüfen, gegebenenfalls genehmigen lassen müssen. Das ist ein sehr weitgehender Eingriff in ihre souveränen Rechte. Aber das darf man dann nicht nur von Portugal und von Griechenland verlangen, sondern das müsste man dann auch Deutschland auferlegen. Und damit ist das Budgetrecht des Deutschen Bundestages berührt. Und dann müsste plötzlich unter Bezugnahme auf

den Artikel 146 des Grundgesetzes etwas stattfinden, was es in der deutschen Geschichte noch nie gegeben hat, weder bei der Verabschiedung des Grundgesetzes noch bei der deutschen Wiedervereinigung noch bei der Einführung des Euro: ein Referendum! Sie sind als Bürgerinnen und Bürger nie gefragt worden. Aber in einem solchen Fall glaube ich, dass Sie gefragt werden müssen. Und mit der Frage lasse ich Sie jetzt in den Abend gehen: Was glauben Sie denn, wie Deutschland dann abstimmen würde?

Herzlichen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.





Laudatio

Dr. Klaus Hohlfeld
Sprecher der Jury

Europa steht im Mittelpunkt unseres politischen Interesses, nicht nur wegen der gegenwärtigen wirtschaftlichen Krisensituation, sondern weil uns bewusst ist, dass unser Land nur in einem soliden europäischen Rahmen eine vernünftige Zukunft haben kann. Wir möchten und müssen Teil eines starken Europas sein.

Die Jury hat ein Buch zur heutigen Preisverleihung vorgeschlagen, das sich engagiert und herausfordernd mit Europa befasst. Sie hat aber auch zwei weitere Bücher auf die Auswahlliste gesetzt, in denen es ebenfalls um Europa geht.

Der Soziologe Oskar Negt entwickelt in seinem Buch „Gesellschaftsentwurf Europa“ Gedanken für eine europäische soziale Entwicklung, basierend auf



einem Lernprozess, der Erkenntnisse aus der politischen Geschichte und der Philosophie Europas verarbeitet.

Der Münchner Historiker Andreas Wirsching zeigt in seinem Buch „Der Preis der Freiheit: Geschichte Europas in unserer Zeit“ überzeugend, dass seit der demokratischen Revolution von 1989/90 die europäische Geschichte als ein gemeinsamer Prozess zu sehen ist, nicht als bloße Summierung der einzelstaatlichen politischen und gesellschaftlichen Geschehnisse.

Jetzt aber zu unserem Preisbuch von Robert Menasse „Der Europäische Landbote“. Der Titel lehnt sich an die berühmte Flugschrift von Georg Büchner an: „Der hessische Landbote“. Georg Büchner, der geniale Dramatiker, an dessen 200. Geburtstag dieses Jahr erinnert wird, hat 1834, vor fast 180 Jahren, ein flammendes Manifest veröffentlicht, eine Anklage gegen Ungerechtigkeit, gegen das rücksichtslose Auspressen der Bevölkerung des Großherzogtums Hessen-Darmstadt. Das hinreißend formulierte Manifest für Freiheit und Gerechtigkeit gehört zu den klassischen Texten in der Tradition der Sozialen Demokratie.

Wie Büchner bezieht sich Robert Menasse unmittelbar auf eine aktuelle politische Situation. Er greift ein in die politische Auseinandersetzung, in eine Thematik, die uns zurzeit, aber auch noch länger beschäftigen wird. „Der Europäische Landbote“ ist ein Buch, das politische Wirkung erzielen will. Es ist eine engagierte Streitschrift, in der sich Robert Menasse für ein besseres, vor allem aber stärkeres Europa einsetzt. Und es ist kein bequemes Buch, weil es Widerspruch, weil es kontroverse Diskussionen herausfordert. Die wohl aufregendsten Passagen im Buch sind die, in denen Robert Menasse die heutigen Widersprüchlichkeiten zwischen europäischer Zentralität und den zur Europäischen Union gehörenden Nationalstaaten herausstellt. Europa wird repräsentiert durch das Europäische Parlament und die Europäische Kommission. Die europäischen Nationalstaaten sind vertreten im Europäischen Rat. Und der hat meist das Sagen. Unter europäischem Vorzeichen werden im Europäischen Rat immer wieder nationalstaatliche Interessen vertreten. Und gerade in Brüssel handeln die europäischen Regierungen kurzfristige Vorteile für ihre Länder aus. Robert Menasse ist kühn und mutig, wenn er ein starkes Europa höher bewertet als die Einzelinteressen der traditionellen Nationalstaaten. Gerade in diesem Punkt wird er auf den heftigsten Widerspruch stoßen. Außerdem stellt er die heikle Frage nach der demokratischen Legitimation des Europäischen Rates, wenn es um Europa als Ganzes geht.

Beeindruckend ist es, zu lesen, wie Robert Menasse differenziert das Projekt Europa von verschiedenen Seiten beleuchtet. So stellt er sich den immer wieder geäußerten penetranten Vorwürfen entgegen, die „europäische Bürokratie“ sei schuld, wenn irgendwelche Missstände oder Unzulänglichkeiten auftreten. Die „Wut der Bürger“ entflamme schnell und reagiere sich an den europäischen Institutionen und der europäischen Verwaltung ab. Robert Menasse nimmt diese in Schutz und lobt ihre besondere Qualität.

Das Projekt Europa ist geboren aus der unmittelbaren trostlosen Situation nach dem Zweiten Weltkrieg. Die west- und mitteleuropäischen Eliten wollten nach den Erfahrungen mit Diktaturen und den Schrecken des Krieges eine zukunftsweisende Gemeinsamkeit: Europa als Projekt der Freiheit,

des Friedens und der Demokratie. In den Ländern Mitteleuropas wuchs die Akzeptanz der demokratischen Systeme nach westlichen Vorbildern. Parallel dazu entwickelte sich allerdings die europäische Identität nicht problemlos. Als „Elitenprojekt“, wie es Robert Menasse charakterisiert, musste und muss Europa immer wieder erkämpft werden.

Der Österreicher Robert Menasse spricht in seinem Buch ganz dezidiert immer wieder den deutschen Leser an. Vielleicht ist das deshalb besonders nötig, weil Deutschland erst vor 23 Jahren seine heutige nationalstaatliche demokratische Form gefunden hat. Das deutsch-deutsche Zusammenwachsen war nicht ganz einfach und der Blick auf Europa mitunter verstellt. Dabei darf allerdings nicht vergessen werden, dass gerade die Tatsache des europäischen Projektes die Akzeptanz der deutschen Nachbarn für die deutsche Vereinigung erleichtert hat.

Das Buch von Robert Menasse ist ein engagiertes Bekenntnis. Es bereichert die politische Diskussion, indem es bestimmte Themen auf den Punkt bringt und einen fruchtbaren Diskurs provoziert.



„Das politische Buch“ 2013 Jurybegründung

„Die Europäische Union wird zurzeit weitgehend in einer wirtschaftspolitischen Krisensituation wahrgenommen. Themen wie Währungsunion, Bankenkrise, Staatsverschuldung, Rettungsschirme etc. bestimmen die Diskussion. Mit seinem Buch „Der Europäische Landbote“ geht der österreichische Schriftsteller und Essayist Robert Menasse gegen diese Einseitigkeit an. Leidenschaftlich und überzeugend wirbt er dafür, Europa mehr in seiner politischen Dimension zu sehen, Europa als Idee, als Antwort auf das historisch begründete Verlangen politisch denkender Menschen nach Frieden und Freiheit. Virtuos korrigiert Robert Menasse dabei die offen oder versteckt formulierten Vorurteile gegenüber den Brüsseler Institutionen. Die Transparenz des Europäischen Parlaments und der Europäischen Kommission mit ihrer angeblich aufgeblähten Bürokratie wird von ihm höher eingeschätzt als die des Europäischen Rates, in dem primär die Eigeninteressen der nationalen Regierungen vertreten werden. Diese Konkurrenz zwischen dem Anliegen europäischer Institutionen und der Politik der Einzelstaaten wird von Robert Menasse kritisch hinterfragt. Er möchte ihr mit mehr Demokratie für Europa und Zurückschrauben der nationalen Einflussnahme begegnen. Mit seinem Plädoyer gegen das Ausufern nationaler Identitäten und seiner Definition Europas als „Europa der Regionen“ wird er zwar auf Widerstand stoßen, aber damit eine notwendige Diskussion anregen. Das Buch verbindet Streitkultur, Aufklärung, Werbung, Reportage und persönliches Bekenntnis in einer Form und Sprache, die für den Bereich der politischen Literatur Maßstäbe setzt.“



32

DAS POLITISCHE BUCH 2013



URKUNDE

Die Friedrich-Ebert-Stiftung
verleiht

Robert Menasse
für sein Buch

Der Europäische Landbote

Die Wut der Bürger und der
Friede Europas

den Preis
DAS POLITISCHE BUCH



Kurt Beck
Vorstand der Friedrich-Ebert-Stiftung

Berlin, den 14. Mai 2013

Sprecher: Dr. Klaus Hohlfeld (Mannheim)

Horst Baraczewski (Bremen) · Wolfgang Budde-Roth (Bonn) · Jens Hundrieser (Dinslaken)
Dr. Annette Kasper (Jena) · Barbara Lison (Bremen) · Dr. Dieter Schuster (Düsseldorf)
Werner Stephan (Stuttgart) · Dr. Beate Träger (Münster)

Dankesrede Neue Welt, Alter Stier

Robert Menasse

Im Jahr 1989 hatte ich ein Erlebnis, das mir unvergesslich bleibt. Man sagt das so: unvergesslich – aber die Wahrheit ist natürlich, dass man auch das Unvergessliche vergisst, sogar dann, wenn man schon im Moment des Erlebnisses oder unmittelbar danach denkt: Das werde ich nie vergessen! Und dann vergehen doch Monate oder Jahre, in denen man nie mehr daran denkt, und wahrscheinlich ist diese Zeit, in der das Unvergessliche unbeachtet in irgendeiner geschlossenen Lade des Gedächtnisses liegt, die Zeit, um die es im Leben eigentlich geht, die wahre Herausforderung. Beim 80. Geburtstag meiner Großmutter fragte ich sie, was ihre intensivsten Erinnerungen seien, wenn sie zurückdenke, und sie sagte: Am liebsten denke sie an die Tage, in denen nichts passiert sei, in denen alles in Ordnung war, ein Tag wie der andere, ein glücklicher Fluss des Lebens, die Tage also, die in der Erinnerung keine Jahreszahl, kein Datum haben. Aber, sagte ich, in ihrer Lebenszeit seien doch so viele Dinge passiert, von ungeheurer politischer, gesellschaftlicher, historischer Bedeutung, mit dramatischen Auswirkungen auf ihr Leben, da müsse sie doch Erlebnisse gehabt haben, die ... – Ja, sicher, sagte sie, aber wenn man so viel gesehen habe, dann habe es einem genügt, einmal das Meer zu sehen oder die Berge in Tirol.

Ich schweife ab. Ich wollte nur sagen, dass ich jetzt, da ich diese Rede schreibe, ein unvergessliches Erlebnis vor Augen habe, an das ich seit vielen Jahren nicht mehr gedacht habe, das ich aber nun nicht aus dem Kopf bekomme, obwohl mir nicht klar ist, was es mit der Aufgabe, eine Dankesrede für die Auszeichnung meines Europa-Buches zu schreiben, zu tun hat. Da können dann schon Stunden am Schreibtisch vergehen, in denen



man nur vor sich hinschaut und raucht und darüber grübelt, wie das nun ist mit dem Unvergesslichen, warum man es so lange vergessen kann und warum es dann plötzlich doch wieder da ist und welche Bedeutung es für anderes hat, mit dem es doch nicht zusammenzuhängen scheint. Aber wenn ich diese Erinnerung jetzt schon nicht wegschieben kann, stelle ich sie eben vor Sie hin:

Wie gesagt: Es war im Jahr 1989. Ich hatte die 80er-Jahre in Brasilien verbracht, war nahe daran gewesen, definitiv dort zu bleiben, hatte mich dann aber doch dazu entschieden, nach Europa zurückzukehren. Wenn ich sage: „nach Europa zurückkehren“, dann ist oder war das schon ein Ergebnis meiner Jahre in Brasilien: Gekommen war ich aus Österreich, aber als es um die Entscheidung ging zurückzukehren, dachte ich: „nach Europa“!

Ich hatte an der Universität São Paulo gearbeitet, nun also gekündigt und beschlossen, vor der Rückkehr noch eine Reise zu machen, um das Land, in dem ich so lange gelebt hatte, besser kennenzulernen. Ich war schon in den Jahren davor sehr viel gereist, hatte immer die Semesterferien genutzt, um



diesen Kontinent kennenzulernen, Lateinamerika, dieses Amerika, an das ich immer mit warmem Herzen denke, wenn ich „Amerika“ höre. Allerdings war ich zuvor nie am Amazonas gewesen, und dorthin brach ich nun also auf, als erster Station meiner Rundreise durch das Unbekannte des mir so lieb gewordenen Landes. Ich hatte mich einer kleinen Expedition angeschlossen, mit der ich eines Tages an einem ruhigen Fluss, dessen Namen ich vergessen habe – der Amazonas hat meines Wissens 1.700 Nebenflüsse –, zufällig zu einem Ereignis kam, das im Programm dieser Reise nicht eingeplant oder angekündigt war: Ein Viehtrieb, der Hunderte Rinder von den durch Brandrodung entstandenen Weiden des Amazonasgebiets in den Schlachthof von Manaus brachte, schickte sich an, die Tiere über den Fluss zu setzen – das Brüllen der Rinder, das Gewimmel, das Geschrei der Treiber auf ihren Pferden, die Hunde, das Knarren und Scheppern der Planwagen, der Staub und Dreck, das alles ergab ein ungeheures Bild, dem gegenüber man schon alle Bereitschaft hat, es als „unvergesslich“ zu bezeichnen – aber das war es noch lange nicht. Ich starrte das Bild an, das sich mir bot, im Grunde war es eine Szene, wie ich sie aus Western-Filmen kannte, mit dem Unterschied, dass die Realität langweiliger war, weil die Szene nicht mit

dramaturgischer Vernunft geschnitten war – es war alles nur laut, unübersichtlich und langwierig. Bis ich schließlich merkte, dass da etwas geschah, was ich noch nie im Kino gesehen hatte und mir zunächst wider alle Logik erschien: Die Treiber, die die Tiere über den Fluss bringen sollten, waren bemüht, zu verhindern, dass die Tiere in den Fluss hineingingen oder hineinsprangen. Sie durften aber auch nicht zurück, und schon gar nicht durften sie seitlich ausbrechen, hier wurde mit ungeheurer Dynamik Stillstand produziert, ein vibrierender, ein brodelnder Stillstand. Jacaré, der Reiseleiter unserer kleinen Expedition, begriff, was hier geschah, und schlug vor, dass wir mit unseren Jeeps ein Stück flussaufwärts fahren, um Zeugen des Schauspiels zu werden, das nun, wie er wusste, folgen musste. Wir fuhren etwa zehn Minuten, kamen zu einer Stelle, wo sich an einer leichten Biegung des Flusses eine Böschung auftat, die wir hinaufkletterten, um oben Plätze einzunehmen wie in einem Amphitheater, mit bestem Überblick über die Szene. Schon bald darauf kamen drei Gauchos angeritten, die nur einen einzelnen Stier trieben. Und Jacaré erklärte uns: „Das ist der ‚boi de piranha‘.“ Es war ein altes und erschöpftes Tier, das eher geführt als gehetzt wurde, ein großer Leib, der nur noch irgendwie mitmachte, was ihm geschah. Deutlich aber war, dass er nicht in das Wasser wollte, immer wieder machte er müde Versuche, vom Fluss weg seitlich auszubrechen, aber die Treiber hielten ihn eng am Ufer, bis einer ihm schließlich den Weg abspernte, die beiden anderen ihre Pferde dicht an ihn drängten und ihm Peitschenhiebe versetzten, denen er in die einzige Richtung, die ihm noch offenstand, auswich: hinein in den Fluss, in den er einbrach, den Schädel hochreißend, brüllend.

„Er geht weg vom Schmerz und geht in den Tod“, sagte Jacaré.

So schwach der Stier eben noch gewirkt hatte, nun, im Kampf gegen die Strömung erschienen der glänzende Rücken und der angespannte hochgereckte Nacken des alten Tiers wie eine große Maschine mit unbändiger Kraft, ein rührendes Wunderwerk des Lebens.

Da färbte sich das grünbraune Wasser um den Stier herum plötzlich schwarz, das war ein flatternder Teppich von Hunderten, vielleicht Tausenden Fischen – wie aus dem Nichts war ein riesiger Schwarm von Fischen da, die sich auf den Stier stürzten: die Piranhas! Der eben noch so geruhsam dahinfließende Strom bebte, schäumte und sprudelte durch das Schlagen und Zucken der Fischleiber, durch die Rüttelbewegungen, mit denen sie dem Stier Fleischstücke herauszureißen versuchten, sowie durch die Versuche des alten Stiers, sich im Wasser zu wälzen, um sich zu schlagen, den Kopf brüllend nach rechts und links zu stoßen, um so die Angreifer abzuschütteln und zugleich schwimmend voranzukommen. Und schon wechselte das Wasser wieder die Farbe, es wurde rot vom Blut, das noch mehr Piranhas anlockte, die sich gegenseitig zu verdrängen suchten, ihre Schwanzflossen hin und her schlugen, sich in den Stier verbissen, der nun unter die Wasseroberfläche sank, plötzlich wieder prustend auftauchte, sich aufbäumte und brüllte, sich nach vorn warf und mit verzweifelten Schwimmbewegungen seinen Mördern zu entkommen versuchte.

„Warum dreht er nicht um, warum versucht er nicht zurückzuschwimmen? Zurück wäre es doch viel näher als hinüber zum fernen Ufer. Wenn er umdrehen würde“, sagte ich, „hätte er doch eine größere Chance!“

„Das denkst du“, sagte Jacaré. „Aber der Stier weiß noch, was ihn erwartet, wenn er zurückschwimmt. Die Peiniger, die ihn ausgesondert, hergetrieben und traktiert haben. Nein, die Rettung kann für ihn nur das ferne Ufer sein.“

„Und hat er eine Chance?“

Jacaré zuckte mit den Achseln. „Die Herde hat eine Chance“, sagte er schließlich, „die ganze Mannschaft, die Gauchos, die Wagen und der Begleittrupp. Während die Piranhas hier beschäftigt sind, können sie alle inzwischen weiter unten relativ gefahrlos den Fluss überqueren.“

Warum jetzt die Erinnerung an den armen Stier? Ich weiß es nicht. Ich hatte so lange nicht mehr an dieses Erlebnis gedacht, an diese Reise, mit



der ich mich von Brasilien verabschiedete, bevor ich nach Europa heimkehrte. Man könnte allerdings auch sagen: mit der ich mich auch schon auf Europa einstimme, bevor ich Brasilien verließ: Ich reiste dann weiter nach São Luiz de Maranhao, eine Stadt, heute Weltkulturerbe, die typisch für die sogenannte Neue Welt und eigentlich für die Geschichte Europas ist: Zunächst von den Franzosen als Fort gegründet, fiel sie nach heftigen Kämpfen an die Portugiesen. Schließlich wurde sie von den Holländern eingenommen, dann gewann Portugal in ganz Brasilien und also auch hier wieder die Oberhand – bis die Enkel der Kolonialisten mit dem Schlachtruf „Es lebe der Tod!“ die portugiesische Herrschaft abschüttelten – und deren Bürokratie übernahmen. Landraub, blutige Kriege, Misere, schöne Musealität, schließlich stolze nationale Identität: Im Hotel mit der portugiesischen Azulejo-Fassade gegenüber dem holländischen Fachwerkhaus servierten Mädchen in indigenen Trachten die Caipirinhas ...

Ich hatte glückliche und lehrreiche Jahre in Brasilien verbracht, und wenn ich auch den Anspruch hatte, mich möglichst zu assimilieren und keinesfalls in der deutschen Kolonie, die es in São Paulo natürlich gibt, in einer kulturellen Parallelwelt zu leben, waren es doch, wie ich erst später begriff, Lehrjahre, die mich langsam zum Europäer erzogen, allerdings nicht zu

einem der Herkunft, sondern der Zukunft, zu einem, der ich erst viel später, nach meiner Rückkehr, wirklich werden sollte.

Als ich in Brasilien ankam, herrschte noch Militärdiktatur, allerdings hatte gerade die „abertura“ begonnen, die Öffnung hin zu einem so mühsamen wie dynamischen Übergang in demokratische Verhältnisse: General Figueiredo, der Präsident, hatte die Uniform aus- und einen zivilen Anzug angezogen – wir wissen, welche Bedeutung die Kostüme in geschichtlichen Umbruchzeiten haben –, die Zensur aufgehoben und freie Wahlen versprochen, die es einige Jahre später tatsächlich gab. Was ich in den Jahren vor und nach diesen Wahlen in Brasilien erlebte, war eine hitzige gesellschaftliche Transformationsphase, mit allen Symptomen, die eine solche Transformation produziert: Aufbruchstimmung und Ängste, Euphorie, Frustrationen und Wut, Gewinner und Verlierer, Konsumrausch und Pleiten, eine neue Währung und Finanzkrise, eine wachsende Anzahl von Menschen, die zurückrudern wollten in die alte Ordnung, die ihnen nachträglich übersichtlicher erschien, vertraut, stabil, und in der Brasilien im Fußball unschlagbar gewesen war und nicht, wie zu dieser Zeit, von den Italienern wie eine Schülersmannschaft vorgeführt werden konnte. In São Paulo wurde sogar Jânio Quadros zum Bürgermeister gewählt, der Mann, der dereinst das Land den Militärs ausgeliefert hatte und nun mit faschistischen Slogans und Symbolen bei freien demokratischen Wahlen die Mehrheit gewann. Ich habe Debatten in den Medien verfolgt, die langsam dazu führten, dass immer mehr Menschen auf einer Zukunft bestanden, die nicht durch Nostalgie, durch das Heimweh nach den alten Verhältnissen und der alten Währung definiert war, dann wieder Rückschläge erlebt, Abenteuerium, Populisten, alles in allem eine Dynamik, wie ich sie von Europa nicht kannte.

Und nun, nach dieser letzten Reise, bei der ich das Erlebnis mit dem Stier hatte und dann die musealen Kulissen der alten europäischen Kolonialgeschichte gesehen hatte, kehrte ich also heim, zurück auf den Kontinent mit seinen, wie ich dachte und erwartete, versteinerten Verhältnissen,

einen Kontinent wie ein riesiger Bernstein, in dem alle Geschichte tot und unverrückbar eingeschlossen ist, eine matt glänzende, manchmal im Licht funkelnde Oberfläche, unter der das So-gewesen-Sein auf immer und ewig im So-Sein schimmert. Wenn ich damals, noch in Brasilien, an Europa dachte, dachte ich nicht an die revolutionären Visionen eines Jean Monnet, an den Schuman-Plan, an die Hallstein-Doktrin, das alles kannte ich nicht, das war nicht Teil meiner Erfahrungen und Sozialisation, ich dachte – und da war ich wohl schon ziemlich amerikanisiert – an einen alten, starren Erdteil, der von einer Geschichte, die er verschuldet hatte, durch den Eisernen Vorhang auf ewig bestraft war, jeder Geschichtsmacht für alle Zukunft enthoben, und der hüben wie drüben des Eisernen Vorhangs nur noch darauf wartete, was aus Amerika kam, um es hüben zu Mainstream und Geschäft, drüben zu Subkultur und einem Derivat von Freiheitsgefühl zu machen. Lebensglück – das schien in Europa schon wieder durch die Geburt definiert: ob man hüben oder drüben zur Welt gekommen und aufgewachsen war.

Und doch ging ich zurück. Aus einem simplen Grund: Ich wollte nicht die akademische Karriere machen, die mir zufällig in São Paulo offenstand, sondern ein Dichter werden, und ich dachte, dass ich mich, wenn ich denn auf Deutsch schreibe, zunächst im deutschen Sprachraum durchsetzen müsse. Diese Entscheidung traf ich, wie gesagt, Anfang des Jahres 1989.

Ich glaube, ich hatte einfach ein ungeheures biografisches Glück.

Ich kam gerade zur rechten Zeit, als nun völlig unvorhergesehen Europa in Bewegung geriet, die Geschichte auf diesen Kontinent zurückkehrte, nein, als die Menschen den Stein zertrümmerten, in dem die Geschichte eingeschlossen war. Und ich erlebte dies noch einmal: die große Transformation, die Transformationskrisen, die Hoffnungen und Euphorien, die Demagogen und Glücksritter, die neue Währung, die Blasen, die Wut, die Nostalgie, die Debatten, das plötzlich Mögliche, die Enttäuschungen.



Das Ganze also noch einmal? Nicht ganz. Was ich als Glück empfinde, ist, dass ich in einer Weise vorbereitet war, wie ich sie mit Absicht und Planung nie herstellen hätte können. Ich hatte zufällig in einem Labor studieren dürfen, was ich dann mit unbezahlbarer Erfahrung in einer neuen großen Versuchsanordnung erleben konnte. Aber: Es war keine bloße Wiederholung, das Entscheidende war und ist die Differenz. Die Bedeutung der Unterschiede, wo die Phänomene sich ähneln. Die Transformation Brasiliens in den 80er-Jahren war nachhaltig wichtig für die Geschichte Brasiliens, die europäische Transformation aber ist von weltgeschichtlicher Bedeutung.

Wer mir – kleine Abschweifung! – wegen des letzten Satzes „eurozentristisches Denken“ vorwirft, dem antworte ich ebendeshalb beruhigt und beglückt: Danke für diesen Hinweis, ich kenne keinen anderen Kontinent, der sich selbst immer wieder diesen Vorwurf macht. Amerikazentristisches, afrozentristisches, asiazentristisches Denken oder, *horribile dictu*, australozentristisches Bewusstsein, das sind inexistente Begriffe – was wohl bedeutet, dass Europa, stets seinen Blickwinkel hinterfragend, der einzige selbstkritische Kontinent ist. Und das ist allerdings kein Grund für Selbstkritik, sondern untermauert vielmehr Europas heutige Vorbildfunktion.

Was sich aktuell in Europa entwickelt, mit allen Krisensymptomen, die ein weltgeschichtlicher Prozess eben produzieren kann, ist etwas vollkommen Neues, das wir verstehen müssen, um es gestalten zu können. In einer Welt der Nationalstaaten, die, wenn sie die Möglichkeit dazu haben, ihre sogenannten Interessen mit Bedrohungsritualen, militärischen Einsätzen und Kriegen verteidigen, baut Europa den ersten nachnationalen Kontinent auf, explizit als Friedensprojekt.

Was hier passiert und sich entwickelt, ist nicht, wie ich es in Brasilien erlebt habe, eine nationale Befreiung, nationale Wiedergeburt und Rekonstruktion nationaler Demokratie, auch wenn sich auf der politischen Bühne Europas die handelnden Personen in die alten nationalen Kostüme hüllen, so wie sich Luther als Apostel Paulus verkleidete oder Robespierre sich in eine römische Toga hüllte – was sich objektiv in Europa vollzieht, trotz der alten, nach Mottenkugeln stinkenden Kostüme der europapolitischen Darsteller, ist die Überwindung des Nationalismus und aller durch ihn verschuldeten Gewalt.

Europa ist wieder Avantgarde. Hier entsteht, durch Krisen hindurch und von Krisen angetrieben, etwas historisch völlig Neues, nie Dagewesenes. Ich habe es in der Differenz zu meinen Erfahrungen mit der Transformationskrise seinerzeit in Brasilien zu verstehen begonnen, oder sagen wir so: Ich habe die Chance gehabt, einen Blick dafür zu entwickeln. Allerdings klingt das vielleicht überheblich oder, schlimmer noch, trivialhegelianisch: dass eine teleologische Entwicklung in mein absolutes Wissen mündet ... Nein, ich ersetze das durch einen Satz einer anderen Geschichtsphilosophin, meiner schon erwähnten Großmutter, die damals, als ich sie nach den wichtigsten Erfahrungen ihres Lebens und den unvergesslichen Erinnerungen fragte, auch dies sagte: „Überblick gewinnst du nicht durch die Höhe deines Standpunkts, Überblick gewinnst du durch die Zeit!“

Sie hatte in ihrer Lebenszeit fünf verschiedene politische Systeme und damit fünf Lebenssysteme innerhalb von fünf verschiedenen Grenzen erlebt: die Habsburger Monarchie, die erste Österreichische Republik, den austro-

faschistischen Ständestaat, die Ostmark als Bestandteil des Dritten Reichs, die Zweite Republik. Das sind heute historische Daten, aber was sie glücklich gemacht hatte, waren die Tage ohne Datum, und ihr Fazit war die Erfahrung, dass nichts ewig ist, aber eines immer bleibt: das Bedürfnis nach einem ruhigen Fluss des Lebens, in Würde, ohne die Grenzen, die Blutzoll fordern, schließlich mit Erinnerungen, die nicht als außergewöhnliche Ereignisse in einer Schublade schlummern, sondern ganz allgemein in stillen Stunden einen Rückblick auf glückliche Tage erlauben.

Sie starb im Jahr des EU-Beitritts Österreichs.

Ich habe Brasilien natürlich nicht nur als Zeitzeuge, wie man sagt, eines politischen Umbruchs erlebt oder als Labor, in dem ich eine Versuchsanordnung studierte, ich habe dort einfach Alltag gehabt, eine glückliche, anregende Zeit, und es stimmt, dass rückblickend mir die Tage als besonders glücklich erscheinen, die ineinanderfließen, ohne dass ich sie heute datieren könnte. Und was das unvergessliche Erlebnis am Ende, vor meiner Rückkehr nach Europa, betrifft – da bin ich Ihnen noch die Pointe schuldig:

Der Stier hat es natürlich geschafft. Er hat das Ufer erreicht. Und die Herde sowieso.

Piranhas – letztlich ist, was man ihnen zuschreibt, ein Mythos!

Das ist es, was ich Ihnen heute erzählen konnte. Nehmen Sie es bitte als Ausdruck meiner Dankbarkeit für diese wunderbare Auszeichnung, die mir von der Jury der Friedrich-Ebert-Stiftung dafür zugesprochen wurde, dass ich, auch wenn so viel Außergewöhnliches und Bedeutsames im Vergessen schlummert, doch immer wieder versuche zu rekonstruieren: das Erlebte und das Ersehnte!





Empfehlungsliste 2013

Neben dem Preisbuch empfiehlt die Jury jedes Jahr weitere wichtige politische Bücher:

Oskar Negt

Gesellschaftsentwurf Europa

Göttingen, Steidl Verlag, 2012. – 120 S., € 14,00

Nach Oskar Negt sind aktive Bewusstseinsbildung und politische Urteilskraft unabdingbar für ein demokratisches Europa; freier Handel, gemeinsame Währung, politische Institutionen allein genügen nicht. Nationale Eigenheiten, ungleiche Entwicklungen und alte Verletzungen müssen aufgearbeitet werden mit dem Ziel einer „europäischen Identität“. Die Dominanz wirtschaftlichen Denkens bis ins Bildungssystem muss verringert, der Sozialstaat als Fundament der Einigung und der Demokratie weiter entwickelt werden. Parallel zu den Entscheidungen in Brüssel müssen die Menschen ihre Umgebung noch als „lebbare Einheiten“ erfahren, um sich einmischen zu können.

Andreas Wirsching

Der Preis der Freiheit

Geschichte Europas in unserer Zeit

München, C. H. Beck Verlag, 2012, – 487 S., € 26,95

Andreas Wirsching legt mit seinem Buch eine umfassende Darstellung der jüngsten Geschichte Europas vor. Kenntnisreich und detailliert beschreibt und analysiert er den Umgang mit Freiheit und Demokratie. Er spart dabei problematische Entwicklungen in den ehemaligen sozialistischen Ländern ebenso wenig aus, wie das Thema der Säkularisierung und die Spannungen mit dem Islam. Wirsching beweist, dass man eine Geschichte Europas schreiben kann, auch wenn das Ende der Entwicklung noch offen ist. Eines erscheint aber klar: Eine positiv gestaltete Zukunft kann es nur geben, wenn die einzelnen nationalstaatlichen Interessen im Sinne einer gesamteuropäischen Idee überwunden werden.

Kathrin Passig/Sascha Lobo

Internet

Segen oder Fluch

Berlin, Rowohlt Verlag, 2012. – 320 S., € 19,99

„Unbestreitbar: das Netz verändert die Welt“ mit diesem Satz eröffnen Kathrin Passig und Sascha Lobo einen gleichermaßen informativen wie humorvollen Parforce-Ritt durch die schöne neue Netzwelt. Neben der Sachinformation kommt auch die Reflexion besonders über die politischen Implikationen eines zunächst einmal technischen Phänomens nicht zu kurz, so dass dieses Buch weit mehr ist als eine Betriebsanleitung für das Web. Angenehm ist es, dass trotz des bisweilen komplexen Sachverhaltes die Lesbarkeit auch für Internet-Laien erhalten bleibt. Deutsche Autoren können keine gut lesbaren Sachbücher schreiben? Falsch – hier ist eins.

Jean Ziegler

Wir lassen sie verhungern

Die Massenvernichtung in der Dritten Welt

München, C. Bertelsmann Verlag, 2012, – 320 S., € 19,99

Der Hunger in der Welt und seine Ursachen: Das ist das große Thema des Schweizer Soziologen und UN-Experten Jean Ziegler. Aus dem Buch spricht die Empörung des Autors über die ungerechte neoliberale Wirtschaftsordnung und die Macht der (Agrar-)Konzerne, die auch das Handeln der westlichen Regierungen stark beeinflussen. Er liefert zu seinen Argumenten handfeste Daten und Fakten. Ein reicher persönlicher Erfahrungsschatz aus seinen Recherchen in aller Welt belegt und illustriert seine Standpunkte mit großer Anschaulichkeit. Sein Fazit: Das Recht auf Nahrung ist dasjenige, welches auf unserem Planeten am häufigsten, am zynischsten und am brutalsten verletzt wird.

Werner Rügemer

Rating Agenturen.

Einblicke in die Kapitalmacht der Gegenwart

Bielefeld, Transcript Verlag, 2012, – 200 S., € 18,80

Wie weit der Einfluss der international agierenden Rating-Agenturen in die Bereiche der politischen Entscheidungsprozesse hineinreicht, zeigt Werner Rügemer auf. Wegen der engen Verflechtung der Rating-Agenturen mit den Großbanken ist ein Doppelspiel möglich, um Wirtschaft und Politik in verhängnisvoller Weise und eigennütziger Absicht zu manipulieren. Alternativen sind denkbar, wenn alle staatlichen Regelwerke sich von den Rating-Agenturen entfernen und die Verantwortung für den Sozialstaat verstärkt wird.

Heinz Buschkowsky

Neukölln ist überall

Berlin, Ullstein Verlag, 2012, – 400 S., € 19,99

Der Bürgermeister des Berliner Stadtteils Neukölln konstatiert eine alarmierende Zunahme von Arbeitslosigkeit, Gewalt und Überfremdungsängsten in seinem Bezirk und nicht nur dort. Er kritisiert Verhaltensweisen, bei denen das deutsche Rechts- und Sozialsystem ausgenutzt und Integration und Teilhabe verweigert wird. Konkrete Lösungsvorschläge für die dargestellten Problemlagen werden entwickelt, wobei Bildung eine Schlüsselrolle zukommt. Buschkowsky schreibt wie einer, der unter den sozialen Problemen leidet und engagiert um Abhilfe kämpft.

Die Jurymitglieder

Horst Baraczewski

Jahrgang 1954. Abitur, Buchhändler-Lehre. Seit 1993 Geschäftsführer der Buchhandlung Arthur Geist GmbH, Bremen. Mitglied im Vorstand der Bremer Literaturstiftung seit 1994. Mitglied der Jury seit 1997.

Wolfgang Budde-Roth

Jahrgang 1939. Studium der Philosophie und Theologie, Geschichte und Politikwissenschaften, daneben Latein und Soziologie. Bibliothekar a. D. in der Bibliothek der Friedrich-Ebert-Stiftung. Mitglied der Jury seit 1983.

Dr. Klaus Hohlfeld

Jahrgang 1939. 1959 bis 1964 Studium, vor allem Geschichte und Germanistik. Promotion mit einem zeitgeschichtlichen Thema. 1967 bis 1973 Fachreferent für Geschichte und Sozialwissenschaften bei den Hamburger Öffentlichen Bücherhallen. Seit 1973 an der Stadtbücherei Mannheim, von 1976 bis 2002 als deren Direktor. Fachveröffentlichungen zur Bibliothekspolitik und -geschichte. Mitarbeiter des bibliothekarischen Besprechungsdienstes der Fachzeitschrift „Buch und Bibliothek“ in den Gebieten Politik, Zeitgeschichte und Theater. Von Anfang an (1982) Mitglied der Jury „Das politische Buch“, seit 1990 deren Sprecher.

Jens Hundrieser

Jahrgang 1940. Geboren in Danzig. Studium zum Dipl. Bibliothekar in Göttingen. Dozent zur Ausbildung von Büchereiassistenten im Kirchlichen Dienst beim Deutschen Verband evangelischer Büchereien, Göttingen. Von 1977 bis Ende 2005 Leiter der Stadtbibliothek in Dinslaken.

Dr. Annette Kasper

Jahrgang 1953. Studium in Jena (Deutsch, Geschichte, Pädagogik), anschließend Forschungsstudium und Promotion, bis Februar 1994 wissenschaftliche Assistentin an der Sektion Literatur- und Kunstwissenschaft der Universität Jena, ab März 1994 Arbeit in der Kulturabteilung des Zeisskombinates, seit September 1995 Leitung der Ernst-Abbe-Bücherei Jena.

Barbara Lison

Jahrgang 1956. Studium der Slawistik, Geschichte, Erziehungswissenschaften, danach mehrere leitende Positionen im Bibliothekswesen, seit 1992 Direktorin der Stadtbibliothek Bremen. Beratertätigkeiten für Bibliotheken im In- und Ausland. Geschäftsführerin und Jurymitglied der Rudolf-Alexander-Schröder-Stiftung zur Verleihung des Bremer Literaturpreises.

Dr. Dieter Schuster

Jahrgang 1927. Studium der Geschichte, Germanistik und Philosophie in Bonn. 1958 Promotion. 1960-1965 Mitarbeiter am Internationalen Institut für Sozialgeschichte in Amsterdam. 1966-1992 Leiter des Archivs, der Bibliothek und der Dokumentation beim Bundesvorstand des DGB. Mehrere Publikationen zur Geschichte der SPD und zur Geschichte der Gewerkschaften.

Werner Stephan

Jahrgang 1947. Studium des Bauingenieurwesens und der Geowissenschaften. Bibliothekar seit 1979 zunächst in Darmstadt, später bei der Deutschen Bibliothek in Frankfurt am Main als Direktor für Dienstleistungen und Benutzung. In dieser Funktion wesentlich beteiligt am Neubau der Deutschen Bibliothek/Frankfurt. Seit Anfang 1998 Direktor der Universitätsbibliothek Stuttgart. Aktive Mitarbeit in der International Federation of Library Associations (IFLA) und in der International Standard Organisation, in der Deutschen UNESCO-Kommission und als von der EU bestellter Gutachter.

Dr. Beate Tröger

Jahrgang 1961. Studium der Philosophie, Erziehungswissenschaften, Germanistik und Kunstgeschichte, anschließend Promotion im Jahr 1993. Danach mehrere leitende Positionen im Bibliothekswesen, seit Mai 2004 Direktorin der Universitäts- und Landesbibliothek Münster. Vorstandsmitglied von DINI (Deutsche Initiative für Netzwerkinformation).

Die Preisträger „Das politische Buch“ seit 1982

1982 Bonn, 10. Mai

Preisträger: Horst Brehm
Gerd Pohl
Ingeborg Bayer
Alwin Meyer
Karl-Klaus Rabe

Festrede: Björn Engholm

1983 Bonn, 10. Mai

Preisträger: Christian Schaffernicht
Dietrich Güstrow

Festrede: Axel Eggebrecht

1984 Bonn, 10. Mai

Preisträger: Andrew Wilson
Johano Strasser/Klaus Traube,
August Rathmann

Festrede: Dr. Hans-Jochen Vogel

1985 Bonn, 10. Mai

Preisträger: Tomi Ungerer
Dieter Bänsch,
Büchergilde Gutenberg

Festrede: Monika Wulf-Mathies

1986 Bonn, 14. Mai

Preisträger: Wolfgang Apitzsch/Thomas Klebe/Manfred Schumann
Lisa Fittko
Regina Becker-Schmidt/Gudrun-Axeli Knapp/
Beate Schmidt

Festrede: Johannes Rau

1987 Bonn, 21. Mai

Preisträger: Günter Gaus
Angela Joschko/Hanne Huntemann
Ruhrfestspiele Recklinghausen

Festrede: Holger Börner

1988 Bonn, 18. Mai

Preisträger: Michail Gorbatschow

Gordon A. Craig

Festrede: Peter Glotz

1989 Bonn, 10. Mai

Preisträger: Helmut Schmidt

Gioconda Belli

Walter Michler

1990 Prag, 26. Mai

Preisträger: Václav Havel

Walter Janka

1991 Leipzig, 10. Mai

Preisträger: Timothy Garton Ash

Reinhard Bohse

1992 Bonn, 4. Juni

Preisträger: Klaus Kordon

Wolfgang Benz

Festrede: Renate Schmidt

1993 Bonn, 12. Mai

Preisträger: Hans Magnus Enzensberger,

Regina Griebel/Marlies Coburger/Heinrich Scheel

Festrede: Hans-Ulrich Klose

1994 Leipzig, 10. Mai

Preisträger: Martin und Sylvia Greiffenhagen

Wolfgang Sofsky

Festrede: Günter Wichert

1995 Bonn, 10. Mai

Preisträger: Norberto Bobbio

Dieter Nohlen/Franz Nuscheler

Festrede: Erhard Eppler

1996 Berlin, 10. Mai

Preisträger: Peter Merseburger
Ernst Ulrich von Weizsäcker/
Amery B. & L. Hunter Lovins
Festrede: Manfred Stolpe

1997 Bonn, 14. Mai

Preisträger: Noa Ben Artzi-Pelossof
Ulrich Herbert
Festrede: Reinhard Höppner

1998 Bremen, 19. Mai

Preisträger: Markus Tiedemann
Swetlana Alexijewitsch
Festrede: Henning Scherf

1999 Bonn, 18. Mai

Preisträger: Richard Sennett
Frank Böckelmann
Festrede: Anke Fuchs

2000 Berlin, 9. Mai

Preisträger: Wolfgang Engler
Festrede: Wolfgang Thierse

2001 Berlin, 10. Mai

Preisträger: Heinrich August Winkler
Festrede: Julian Nida-Rümelin

2002 Berlin, 7. Mai

Preisträger: Michael Howard
Festrede: Erhard Eppler

2003 Berlin, 14. Mai

Preisträger: Gunter Hofmann
Festrede: Peter Glotz

2004 Berlin, 13. Mai

Preisträger: Michael Mann
Festrede: Jürgen Kocka

- 2005 Berlin, 12. Mai**
Preisträger: Carolin Emcke
Festrede: Heidemarie Wieczorek-Zeul
- 2006 Berlin, 9. Mai**
Preisträger: Erhard Eppler
Festrede: Hubertus Heil
- 2007 Berlin, 10. Mai**
Preisträger: Nadja Klinger und Jens König
Festrede: Matthias Platzeck
- 2008 Berlin, 6. Mai**
Preisträger: Peter Schaar
Festrede: Ehrhart Körting
- 2009 Berlin, 12. Mai**
Preisträger: Christiane Grefe und Harald Schumann
Festrede: Wolfgang Thierse
- 2010 Berlin, 11. Mai**
Preisträger: Rolf Hosfeld
Festrede: Andrea Nahles
- 2011 Berlin, 5. Juli**
Preisträger: Peer Steinbrück
Festrede: Dr. Wolfgang Schäuble
- 2012 Berlin, 8. Mai**
Preisträger: Colin Crouch
Festrede: Sigmar Gabriel
- 2013 Berlin, 14. Mai**
Preisträger: Robert Menasse
Festrede: Peer Steinbrück

Die Friedrich-Ebert-Stiftung verleiht jährlich den Preis „Das politische Buch“

Durch den Preis wird die große Bedeutung des politischen Buchs für die lebendige Demokratie gewürdigt.

Er wird verliehen an herausragende Neuerscheinungen, die sich kritisch mit gesellschaftspolitischen Fragestellungen auseinandersetzen, diese auf der Höhe der Zeit durchdringen und einem breiten Publikum verständlich machen.

Ausgezeichnet werden Bücher, die richtungsweisende Diskurse anstoßen und wichtige Impulse für die Auseinandersetzung mit zentralen politischen Fragen geben.

Die prämierten Bücher sollen politisches Interesse stärken und gesellschaftspolitisches Engagement befördern. Sie müssen in deutscher Sprache vorliegen.

Der Preis „Das politische Buch“ zählt zu den bedeutendsten Buchpreisen dieser Art im deutschsprachigen Raum. Er ist mit 10.000 Euro dotiert. Die Entscheidung über die Vergabe trifft eine unabhängige Jury. Außerdem stellt die Jury eine Liste mit weiteren empfehlenswerten politischen Büchern zusammen.

In mahrender Erinnerung an die nationalsozialistische Bücherverbrennung am 10. Mai 1933 findet die Preisverleihung jährlich im Mai statt.

Weitere Informationen zum Preis finden Sie unter:

www.fes.de/daspolitischebuch

Jeder hat das Recht, Vorschläge einzureichen. Der Einsendeschluss für Buchvorschläge ist jeweils der 15. Oktober.

Geschäftsführer der Jury

Dr. Tobias Mörschel
Friedrich-Ebert-Stiftung
Hiroshimastraße 17
10785 Berlin
Tel.: 030 26935-7143
Fax: 030 26935-9245
tobias.moerschel@fes.de

Sekretariat der Jury

Agnes Gergely
Friedrich-Ebert-Stiftung
Kurt-Schumacher-Akademie
Willy-Brandt-Straße 19
53902 Bad Münstereifel
Tel.: 02253 9212 -18
Fax: 02253 8091
agnes.gergely@fes.de

